

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 43 (1967-1968)
Heft: 1

Artikel: Sind wir Schweizer so? : Spiegelungen im Alltag
Autor: Gantenbein, Margrit
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079734>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind wir Schweizer

Von Margrit Gantenbein

Spiegelungen im Alltag

Im Juni-Heft 1966 des Schweizer Spiegel erschien die erste Folge «Spiegelungen», in denen Margrit Gantenbein versucht hat, typische Züge des schweizerischen Charakters einzufangen, die «Spiegelungen der Liebe»: von der zierlichen Suzuki, dem Traumbild des Japan-Schweizers; von der «kaltgestellten» italienischen Freundin eines anderen Miteidgenossen; von einem Chinesen, der von einer Schweizerin verlassen wurde; von einer Ungarin, die mehr Zärtlichkeit brauchte; von Ernsts indischer Ehe; von der Sizilianerin Maria und ihrem Ritter aus der Ostschweiz.

In der Februar-Nummer 1967 folgten ihre «Spiegelungen in der Ferne»: vom Schweizer im Ausland, der in Anpassung an die Gebräuche der dort Maßgebenden päpstlicher wirkt als der Papst; von einer Landsmännin, die unsere Eigenart in einer Ehe mit einem Ägypter durchzusetzen verstand; von einem Versuch, unsere Lehrhaftigkeit zu deuten; von einer schwarzen Ärztin, die sich bei uns stets als gleichwertig behandelt fühlte und in Washington einen Schweizer Arzt heiratete; schließlich vom italienischen «Cameriere-Tänzer», dem an seiner Basler Freundin nur eines mißfiel: daß sie ihm bezüglich ihres Vorlebens zu ehrlich war. Red.



Wenn Mr. Gupta, der Inder, das zu mir gesagt hätte, was er zu Herrn Lindemann sagte, ich glaube, ich hätte nur geantwortet: «Sie haben schon ein wenig recht.»

Die Anklage lautete nämlich: «Das Hauptinteresse der Schweizer ist Geld.»

Mr. Gupta, Herr Lindemann und ich trafen uns in Rom. Die beiden Herren sind hohe Uno-Beamte. Zusammen nahmen wir eine Mahlzeit ein. Bis wir zum Geld gekommen waren, hatten wir uns gut verstanden.

Irgendwie machte Mr. Gupta einen kultivierteren Eindruck. Oder wie soll ich es nur so recht erklären? Herr Lindemann ist nämlich genau so gebildet, bereist und weltmännisch wie Mr. Gupta. Und trotzdem...

Ich bin auch überzeugt, daß Mr. Gupta genauso gern genug Geld in der Tasche hat wie Herr Lindemann. Gupta wohnt elegant. Gupta ißt gerne gut. Gupta ist schön gekleidet.

Aber wenn Gupta spricht, fühlt man dahinter wenn nicht ein Wissen, so doch eine stets gegenwärtige Ahnung von höheren Dingen. Gupta hat mir einmal aus seiner Jugendzeit erzählt, wie er als Oxford-Student zu Einstein kam und zu ihm sagte: «Ich weiß, ich bin niemand; was für Fragen könnte ich Ihnen schon stellen? Aber erlauben Sie mir doch eine Frage: Gibt es ein Weiterleben nach dem Tode?» Dieses Grundinteresse des jungen indischen Studenten am Geistigen hat Gupta nie verloren.

Lindemann wehrte sich sogleich gegen Guptas Anklage: «Wieso? Wir sind immer bei den ersten, die Geld geben, wenn es jemand nicht gut geht, bei Naturkatastrophen, Unglücksfällen, Hungersnöten, und alle geben reichlich. Andauernd wird bei uns für irgendeinen Zweck gesammelt, und jeder trägt sein Scherflein bei. Oder was meinen Sie überhaupt, wenn Sie sagen, unser Hauptinteresse sei Geld?»

«Ich meine, die Inder sind genau so geldgierig wie die Schweizer, und ich meine, die Mehrzahl der Menschen aller Völker ist geldgierig», antwortete

Gupta. «Ich denke sogar, daß bei euch alles viel gerechter ist als bei uns. Wir haben die furchtbare Einrichtung mit den professionellen Geldverleihern, die zu unverschämten Zinssätzen an die Ärmsten der Armen, an hungernde Bauern, an Menschen in Not, Geld ausleihen. Wucherer sind es. Wir hatten sie schon zu vedischen Zeiten. Immer noch kämpfen wir gegen sie. Und so etwas habt ihr nicht. Wir hatten viele furchtbare Dinge in unserem Lande, und viele sind noch unbesiegt.

Aber wenn ich sage, das Hauptinteresse der Schweizer ist Geld, so meine ich: Nichts ist für den Schweizer wichtiger als Geld.»

«Und bei den andern?»

«Bei uns zum Beispiel ist das allererste Interesse des Menschen geistiger Art, selbst beim Ungebildetsten. Es äußert sich vielleicht gar nicht so richtig. Aber das Gefühl dafür ist da.»

«Und was führt Sie zur Auffassung, daß es bei uns anders sei?»

«Ich habe in der Schweiz gelebt, und ich habe in China gelebt, vor der kommunistischen Machtergreifung. Von den Chinesen sagt man immer, sie seien die geschäftstüchtigsten Leute der Welt, sie hätten immer irgendeine neue Idee, um Geld zu machen, und es ist eine Tatsache, daß man zuerst, wenn man nach China kommt, im Gewirr der unverständlichen Worte immer nur ‚Tschiena, Tschiena‘ – Geld, Geld – hört.

Nun, als ich in die Schweiz kam, hörte ich auch immer nur ‚Geld, Geld‘, ‚Franken, Franken‘ sagen. Ich hatte drei Schweizer Sekretärinnen. Alle drei haben wohlhabende Männer geheiratet. Da ich gut mit ihnen stand, haben sie mir vor ihrer Verlobung ihre Überlegungen anvertraut. Es ging vor allem immer um die zukünftige finanzielle Sicherheit. Der Schweizer versichert sich übrigens andauernd. Und dann ‚rückversichert‘ er sich noch.» Hier mußte Gupta laut lachen.

«Und bitte», fuhr er fort, «gehen Sie heute einmal nach Zürich, zum Beispiel an den Rennweg, oder nein, gehen Sie in irgendeine Schweizer Geschäftsstraße und schauen Sie sich

so?



Illustrationen Heiri Steiner

die Läden an! Modern, ja elegant, große Schaufenster, herrliche Waren. Die Türen springen auf, noch bevor Sie richtig in die Nähe gekommen sind. Sie gehen hinein. Alles, was die weite Welt bietet, können Sie kaufen.

Sie treten hinaus auf die Straße und sehen sich das alles einmal etwas genauer an. Sie schauen an den Häuserfassaden hinauf. Und Sie wundern sich. Alt, uralt sind die meisten vom ersten oder zweiten Stockwerk an aufwärts, oft kleinlich und eng gebaut, unschön. Warum reißt ihr solch häßliches Zeug nicht einmal ganz herunter – wenn ihr unten schon neu baut?»

«Das kostet zu viel.»

«Eben, Geld, rasche Rentabilität.»

«Und wie würden die Inder sich verhalten?»

«Wir? Ich glaube, bei uns wollte keiner nur eine neue, schöne Fassade. Er möchte sogleich die ganze Sache neu und modern.»

«Ja, wir rechnen und sparen.»

«Hier liegts, wir rechnen und sparen nicht.»

«Ja, wir sind grundverschieden.»

«Verständlich. Ich weiß ja, verstehe ja auch, warum. Ich kritisiere nicht. Ich konstatiere nur: Das Hauptinteresse der Schweizer ist Geld. Geld macht frei – ich gebe es zu. Aber es ist ja nur individuelle Freiheit, die sich jeder auf seine Weise mit seinem Geldinteresse erkaufte. Die wirkliche Freiheit . . .»

«Nun? Da bin ich ja gespannt, wenn Sie mir als Inder das Rezept hierfür geben könnten . . .»

«Die werdet ihr erst kennen lernen, wenn ihr eine Stufe höher seid.»

«Herr Gupta», sagte hierauf Herr Lindemann etwas gereizt, «Sie reden ja wie ein Schweizer.»

«Wieso?»

«Ich meine, belehrend, predigend.»

Und bei dieser erlösenden Selbstkritik konnten wir alle drei lachen.

Ob Herr Gupta mit dem Geld ganz recht hatte, weiß ich nicht. Ein wenig hat er sicher recht. Aber ich eigne mich nicht zum Philosophieren. Und so bin ich froh, daß Herr Lindemann jenes Gespräch mit Gupta führte und ich lediglich zuhören mußte.

Gupta und ich sprechen über ganz andere Dinge, wenn wir allein sind: über Gott und die Götter, über Landwirtschaft und Essen, Menschenschicksale und geschichtliches Geschehen. Manchmal, wenn Gupta etwas belegen will, fängt er an, die alten Veden zu zitieren. Das ist so schön und so feierlich, daß ich meine, wir seien ganz allein irgendwo auf einem einsamen Berg und er bete in die weite Welt hinein zu seinem Schöpfer.

Madame Jaccard und Fräulein Zwicky

Eine weitgereiste amerikanische Journalistin, die lange in der Schweiz gelebt hat, sang mir einmal folgende Lieder vor:

Madame Jaccard ist eine kleine Schneiderin. Und wenige ahnen wohl, welch eine tapfere und gutdenkende Frau sie ist.

Sie redet zwar gern etwas viel. Das kommt vom vielen Alleinsein. Und das kann man verstehen. Aber andererseits ist alles, was Madame Jaccard sagt, rührend und richtig. Sie versucht, ihre Mitmenschen zu verstehen. Wenn ihr Neffe bei ihr ist, darf er Beat-Musik spielen, obwohl sie Beat-Musik nicht liebt, ja gar nicht versteht. Aber sie weiß, daß man die Jungen machen lassen muß, daß sie sonst mit den Alten keinen Kontakt bekommen. Ma-

dame Jaccards Neffe betet sie denn auch an – nur ihres Verständnisses wegen.

Madame Jaccard macht niedrige Preise und arbeitet gut. Sie arbeitet für wenig begüterte Leute und sagt sich: Ich kann zwar gut schneidern, aber ich will nicht mehr nehmen, als was recht ist. Denn nicht alle Leute können mit dem Geld so dreinfahren. Lieber will Madame Jaccard selber bescheiden leben und das Gefühl haben, was sie tue, sei richtig.

Wenn Nachbarn in Not sind und Pflege oder Hilfe brauchen, geht Madame Jaccard zu ihnen: „Kann ich euch etwas mitbringen? Oder etwas für euch tun?“ Und man nimmt ihre Hilfe gerne an. Sie würde auch Hilfe annehmen, wenn sie es brauchte.

Was Madame Jaccard verspricht, das hält sie.

Madame Jaccard kommt immer pünktlich.

Sie hat auch schon für mich gearbeitet. Auch wenn sie mit Leuten zu tun hat, die viel mehr Geld haben als sie und die in reich ausgestatteten Häusern wohnen, nimmt sie von ihnen nicht mehr Geld als von den anderen. Und Madame Jaccard benimmt sich dann – anders als in manchen anderen europäischen Ländern – genau so einfach und herzlich. Nie rutscht sie auf den Knien.

Sie hat Takt und sehr viel Gefühl. Ja, sie kann mit fremdem Leid weinen, sich mit fremder Freude zu Tränen freuen.

Gibt man Madame Jaccard ein Geschenk, ist sie weder überschwänglich glücklich noch besonders demütig. Ganz normal, als wäre das Nehmen die einfachste Sache der Welt, dankt sie, zeigt ihre Freude und steckt das Geschenk ein.

Sind wir Schweizer so?

Im Sommer, wenn Madame Jaccard Blumen hat, dann kommt sie nie ohne einen Strauß. Sie ist glücklich, jemanden zu erfreuen.

Schenkt man aber Madame Jaccard seine Zuneigung, dann erwidert sie dieses Geschenk mit einer Anhänglichkeit und Treue, die mir sehr schweizerisch vorkommt, zurückhaltend, ohne zu demonstrieren. Aber ich glaube, sie würde, wäre man in Not, ohne Bedenken auf die Sparkasse gehen und dort so viel holen, wie man braucht – ohne vorher viel zu sagen und zu fragen . . .

Fräulein Zwicky, Herr Schaffner, Frau Zangger, auch Monsieur Ducotterd, Mademoiselle Major, und wie sie alle heißen, sie stehen den ganzen Tag, die Woche lang, den ganzen Monat, durchs ganze Jahr, an ihren Posten: in Läden, Metzgereien, am Gepäckschalter und als Gepäckträger an den Stationen. Sie gehen auf Büros. Sie arbeiten in Fabriken und in Werkstätten, hantieren als Elektriker und als ungelernete oder hochqualifizierte Arbeiter, und jeder ist ein Rädchen der Uhr «Schweiz».

Manchmal, wenn ich die Stimme eines Fräuleins am Telephon der Aus-



kunftsstelle der SBB höre oder eine andere, die Auskunft gibt von der Telephon-Zentrale, die Stimme einer Telephonistin eines Betriebes oder eines Angestellten einer Fabrik, von lauter Leuten, die ich vielleicht noch nie gesehen habe, packt es mich und ich denke: Mit wieviel typisch schweizerischem Pflichtbewußtsein sie doch jede Minute ihres Lebens ausfüllen.

Vielleicht sind sie nicht immer so freundlich. Denn sie sind müde oder erkältet, haben ernste Familiensorgen oder irgendwelche Schwierigkeiten. Aber sie sind doch da und tun ihre Pflicht, ihre Arbeit. Wären sie nicht da, alles wäre viel schwieriger. Und sie wissen es: Sie könnten und möchten auch einmal zuhause bleiben – aber sie tun es nicht. Denn man braucht sie.

Ich kenne eine Schweizerin – sie arbeitet aus irgendeinem Grund im Büro, obwohl sie Lehrerin ist, und hat eine äußerst zarte Seele, so daß sie manchmal in Betrieben, wo man sie etwas energisch anfaßte, richtig litt.

Nicht in allen Kantonen haben es ja Angestellte und Arbeiter so gut wie in Zürich, wo man sie heute auf Händen trägt. Ich kenne tatsächlich auch in der Schweiz noch Firmen, wo Angestellte ausgenutzt und schlecht behandelt werden.

Und in einer solchen Firma arbeitete die studierte Lehrerin einmal zwei Jahre lang. Manchmal beklagte sie sich bei mir über die Behandlung, die ihr zuteil wurde. Aber glauben Sie, daß sie deshalb je einen Tag gefehlt oder ihre Arbeit weniger wichtig genommen hätte?

Manchmal fragte ich die junge, gequälte Lehrerin, warum sie denn trotz allem so oft unbezahlte Überzeit schaffe, weshalb sie ihre Arbeit trotzdem so wichtig nehme und warum sie überhaupt sich alles das gefallen lasse und nicht weggehe.

Und sie antwortete: ‚Ich weiß, daß die Leute in meiner Firma mich und meine Arbeit nicht richtig einschätzen und würdigen. Aber die außerhalb der Firma, welche die Resultate meiner Arbeit brauchen, ja, auf sie angewiesen sind, die kann ich doch nicht einfach so im Stich lassen.‘

Diese Lehrerin hat einige Charaktereigenschaften zwar, die ich nicht mag, besonders eine, die, wie mir scheint, in der Schweiz auch häufiger ist als anderswo, die Pedanterie nämlich. Auch ist sie eigensinnig, rechtshaberisch und übersparsam. Doch das Hervorstechendste an ihr ist ihre

Zuverlässigkeit und ihre Hartnäckigkeit angesichts großer Schwierigkeiten, ihr typisch schweizerisches Pflichtbewußtsein, das sie auch dann bewog, ihren scheußlichen Posten auszufüllen, wenn sie sich nicht wohl fühlte, auch mit 38 Grad Fieber.»

Als Engländerin im Zürcher Tram

«Lueg, s Föifi chunt scho!» sagt die Londonerin in makellosem Schweizerdeutsch zu ihrem kleinen Buben.

In der Straßenbahn nimmt die Mutter ihn auf die Knie. Ich setze mich neben die beiden. Und wieder einmal bewundere ich rührend das akzentlose Züritütsch der Freundin.

«Jaja, ich finde, das ist das mindeste, was man als Ausländerin tun kann, wenn man mit einem Schweizer verheiratet ist, die Sprache des Landes lernen!»

Wir sprechen von den Engländern, wie unverträglich sie Fehlern in ihrer Sprache den Ausländern gegenüber sind und wie vorbildlich sie sich in Autobussen und Straßenbahnen benehmen. Und plötzlich ist die Londonerin mitten drin in einer Erzählung über ihre erste Erfahrung im Zürcher Tram.

«Meinen ersten Zusammenprall mit den Schweizern hatte ich im Tram. Es war an meinem zweiten Tag in Zürich. Und ich sprach nur Englisch. Ich hatte ein von meinem Mann angebrauchtes Abonnement bei mir, und ein altes Billet fiel mir auf den Boden.

Da hättest du den Kondüktör sehen sollen: furchterregend, für mich! Er zeigte wütend auf etwas am Boden – das weggeworfene Billet.

Aber noch hatte ich nicht verstanden. Der Mann schimpfte laut. Ich schämte mich . . .

‚How is that? – Was wünschen Sie?‘ fragte ich den Mann in meiner Sprache.

Und nun geschah etwas: Er wurde sofort sanft, ja lieb.»

Die Engländerin lacht vergnügt.

«Der gute Mann, der Arme! Er wurde rot im Gesicht und begann auf eng-

lisch radezubrechen: ‚Sorry, macht nichts, excuse me!‘

Eine reizende ältere Dame erklärte mir nun auf englisch, in der Schweiz dürfe man eigentlich im Tram nichts auf den Boden werfen.

Der Kondüktör öffnete seinen Schlag, das Tor zu seinem Sitzgefäng-



nis. Die ältere Dame erhob sich ebenfalls. Und fast gleichzeitig bückten wir drei uns nach dem Billet. Dabei stießen wir die Köpfe aneinander.

Der Kondüktör las das Papierchen auf und stand mit dem weggeworfenen Ding da. Verlegen schauten wir uns an. Da lächelte ich den Mann an. Die Leute, die zugeschaut hatten, mußten nun ebenfalls lächeln. Und jetzt begannen alle zu lachen – der Billeteur mit. Seither . . .»

«... hast du uns gern . . .»

«Nein, warte, ich erzähl dir noch etwas. Am gleichen Tag – es regnete – geschah es in einer anderen Straßenbahn.

Ich hatte einen nassen Regenschirm, legte ihn, um mein Billet in der Handtasche zu suchen, auf einen leeren Einzelplatz – und da ging schon wieder ein Donnerwetter los. Diesmal zeigte der Kondüktör auf den Schirm und ich verstand sogleich, was er meinte, und dachte: Recht hat er. Auf nassen Sitzen werden die Mäntel der Passagiere naß. Ich sagte nichts und setzte mich beschämt auf den vom Schirm naßgewordenen Platz. Ja, es ist gedankenlos und

rücksichtslos, nasse Schirme einfach irgendwo hinzulegen. Aber . . .»

«Ja, aber . . .»

«... wenn so ein Schweizer das nur anders sagen könnte! Doch . . .»

Der Italiener ohne Geld

«... weißt du», fuhr die Londonerin fort, «derselbe Mann half nachher mit so viel Liebe und Geduld einer invaliden Frau aus der Straßenbahn heraus und daraufhin einer jungen Dame mit dem Kinderwagen herein.

Ja, derselbe ‚böse‘ Mann war so charmant mit einem italienischen Arbeiter, der nicht wußte, wohin und wie er fahren sollte, sich nicht verständlich machen konnte und, wie sich herausstellte, kein Geld hatte. Ich habe es wohl gesehen: der Italiener zeigte ihm das leere Portemonnaie, und der Kondüktör erklärte ihm alles gut auf italienisch, nahm zuletzt aus seiner eigenen Tasche Geld heraus und bezahlte des Italieners Fahrkarte, die er ihm dann überreichte. Beim Umsteigen dirigierte er ihn noch durchs Wagenfenster in die nächste Straßenbahn hinein . . .»

«Aber es gibt da doch auch . . .»

«Ja, ich weiß, was du meinst. Seither hat man von weniger Freundlichem gegenüber den Italienern gehört. Es ist eben ein echtes Problem entstanden, weil so viele da sind.

Solches führt in allen Ländern zu Spannungen. Und bei einigen Rüpelns schlägt sich das dann auch in der Behandlung der einzelnen Fremden nieder, gegen die sich die Abwehr richtet. Man konnte es besonders vor zwei Jahren und kann es gelegentlich auch heute etwa beim Lebensmittel-einkauf beobachten.

Aber die große Mehrzahl ist doch hier in der Schweiz gegenüber den ausländischen Arbeitern sehr freundlich geblieben – jedenfalls dort, wo ich es sehen kann: auf der Straße, in den Familien, wo fremde Hilfen arbeiten, auch in den Läden. Die Sache mit dem hilfreichen Kondüktör – ähnliches ereignet sich sicher auch jetzt täglich . . .»

«Du hast wohl recht . . . Und deine Geschichte, wie ging sie dann zu Ende?» So wie ich meine Freundin kannte, gab es noch einen Schluß.

«Nun, beim Aussteigen ging ich dann zu diesem Kondüktör hin und sagte: ‚Sorry – es tut mir leid.‘ Und ich versuchte es mit einem Lächeln – er lächelte zurück!

Seither habe ich oft die Erfahrung gemacht, daß man in der Schweiz fast alle Brumbären zu einem Lächeln und zur Freundlichkeit, ja zur Hilfeleistung bringen kann, wenn man sich als Ausländerin zu erkennen gibt. Besonders wir Engländer haben es dabei gut. Der Kondüktör damals strahlte mich geradezu an.

Wenn ich Entgegenkommen und liebevolle Behandlung möchte, spreche ich also Englisch. Aber auch das Schweizerdeutsch hat seine Vorteile. Denn ich genieße es, zugehörig zu sein, und nehme es deshalb in Kauf, daß das Zugehörigsein in der Schweiz gleichzeitig auch bedeutet, als zugehörig behandelt zu werden. Und das heißt eben, daß man mit einem schimpfen darf!»

Nun waren wir beim Paradeplatz und erhoben uns zum Aussteigen. Da konnte sich eine keck aussehende, schwarzhäarige Schweizerin mit einer Stupsnase, die direkt hinter uns gesessen hatte und unsere Konversation gezwungenermaßen hatte anhören müssen, nicht zurückhalten und rief uns amüsiert zu: «Stimmt alles genau! – Auf Wiedersehen.»

Die russische Tante

«Wir trafen uns doch heute morgen im ‚Föifi!‘» redete mich einige Stunden später dieselbe Stupsnasen-Schweizerin an. Wir waren beide bei «Sprüngli» gelandet, und es ergab sich, daß die Morgen-Konversation fortgesetzt wurde.

«Ich bin einige Jahre in Amerika aufgewachsen und spreche fließend amerikanisch. Und eben, bei uns kann manch einer grob, allzu belehrend oder zu familiär werden, wenn man ‚dazugehört‘, was ja am Accent so-

Sind wir Schweizer so?

gleich zu erkennen ist. Wie oft lernt ein Fremder schon ein einwandfreies, wirklich unverfälschtes Schweizerdeutsch? Die Dame von heute morgen ist eine große Ausnahme.

Was ich sagen will, ich bin sehr empfindlich. Ich mag es nicht, wenn man mir unhöflich oder indiskret begegnet. Andererseits möchte ich, daß immer alles reibungslos geht, daß Friede herrscht, man nett ist zueinander, man sich anlächelt. Wenn ich Schweizerherzen erweichen will, spreche ich deshalb amerikanisch und lasse es mir gar nicht anmerken, daß ich auch Schweizerdeutsch kann.

Aber im Grunde sehe ich ein, daß meine Art, mit amerikanischer Sprache Unfreundlichkeiten zu vermeiden, nicht das richtige Mittel ist. Es gibt bessere. Wer bei uns nämlich selber unbeirrbar entgegenkommend ist – ganz gleich wie sein Gegenüber auch reagieren mag –, wird zuletzt alle Schweizerhärten in Weichheit auflösen. Und dann lernt man die Schweizer erst so richtig kennen.»

«Doch wer kann das schon, unbeirrbar entgegenkommend sein?»

«Ja eben, leider. Schauen Sie nur mich an. Ich weiß genau, wie ich es machen sollte. Aber ich bin zu sehr Schweizerin und bringe diese unbeirrbar Liebenswürdigkeit gar nicht immer zustande.

Aber ich habe eine Tante, die ist Russin. Und sie hat überhaupt keine Schwierigkeiten mit den Schweizern, und zwar nicht deshalb, weil sie Ausländerin ist. Sie spricht ja nur ein gutes Hochdeutsch, also eine bei uns gar nicht so beliebte Sprache, fehlerlos, ohne russischen Accent, wie eine Deutsche. Aber sehen Sie, diese Frau hat ein warmes Herz, und sie ist spontan und kann es zeigen. Und einem warmen Herzen, das stets sich zu geben bereit ist, dem kann kein Schweizer widerstehen.

Hilfsbedürftige, invalide ältere Frauen und jung scheinende Schöne haben es leichter, Entgegenkommen zu finden. Aber meine Tante ist keine Schönheit und gar nicht gebrechlich. Bei ihr wirkt nur die Ausstrahlung

ihrer Wärme. Man wird davon sofort eingehüllt. Dabei wird einem selbst so warm und wohl.

Es ist eine Tatsache, daß meine an sich unscheinbare Tante mit ihrem Wesen viel mehr erreicht als ich mit meinem Amerikanisch – obwohl ich jung bin. Manchmal, wenn mir besonders daran liegt, gut bedient zu werden beim Metzger, vom Gepäckträger, an einem Schalter oder Ladentisch, kann ich auch auf schweizerdeutsch besonders charmant sein. Doch ich versichere Ihnen, es ist nicht das Gleiche. Mit bewußt angewandtem Charme erreicht man lediglich eine angenehme Atmosphäre.

Meine Tante wirkt unbewußt, sie will nichts von ihrem Gegenüber. Sie beschenkt jeden, ohne es zu wollen, mit ihrem warmen Herzen. Und die Belohnung: Herzen fliegen ihr zu. Deshalb ist meine Tante eigentlich nie in Not. Immer steht ihr Hilfe, Freundlichkeit, Entgegenkommen und Vertrauen der andern zur Verfügung. Ohne zu fordern erreicht sie das.

Ich nehme an, das ist eine der Lichtseiten der ‚russischen Seele‘, von der so oft gesprochen wird: daß sie sich absichtslos verschenken kann. Und durch ihr unbewußtes Wesen erreicht meine Tante bei uns Schweizern, daß wir uns von einer geheimgehaltenen, tief und verschämt versteckten Seite offen zeigen. Und diese unsere Seite ist genau so echt wie die andere, welche die meisten von uns andauernd zur Schau tragen.

Mir scheint, auch unter uns müßte es möglich sein, das zu erreichen, was eine ‚russische Seele‘ kann. Doch eben...»

Der Geheimbund

Johann Meier führt einen Bauernhof im mittelgroßen Dorf X-Wil, in dem schon lange auch Fabriken stehen und wo heute zudem neue, moderne Industriebetriebe aus dem Boden wachsen. Johann hat fünfzig Kühe im Stall, über hundert Schweine, besitzt drei Schwestern und zwei Brüder, ist Familienchef (denn die Eltern leben

nicht mehr), verwaltet also auch für die Geschwister, die alle noch nicht zwanzigjährig sind, die Häuser und Ställe und alles. Es sind Hunde da und Hühner, Enten, Gänse; Boden gibt es und Wald. Und die neuesten Maschinen. Kurz, nichts, was sich ein Bauer für einen modernen Betrieb wünschen kann, fehlt bei Johanns.

Vor einigen Jahren hat Johann Meier seinem Bauernbetrieb noch eine mechanische Werkstätte hinzugefügt, wo viele Bauern der Umgebung ihre Maschinen reparieren lassen oder solche mieten. Die Werkstatt soll einmal vom jüngsten Bruder übernommen werden, der eine Mechanikerlehre absolviert. Johann ist eine Art bäuerlicher Unternehmer.

Doch eine Frau hat Johann noch nicht, obwohl er schon gegen dreißig geht.

Johann kann eben nicht, wie die andern Bauern im Dorf, eine Frau suchen gehn. Denn sein Herz ist vergeben. Es gehört einer Witwe. Sie hat zwei Kinder. Und diese Frau ist nicht bereit, wieder zu heiraten. Oder liebt sie Johann nicht? Ihr Name ist Marie. Sie ist kein Bauernmädchen – weit entfernt davon. Marie ist Großstädterin, eine Welsche noch dazu. Ihr Mann war Lehrer gewesen, zuerst in der Westschweiz, und von dort hatte er Marie nach X-Wil heimgebracht. Er war ein Verwandter von Johann.

Aber eigentlich, so schien es Marie, war sie mit allen Leuten des großen Heimatdorfes ihres Mannes verwandt. Jedenfalls wollten viele mit ihr verwandt sein. Sie kamen und rechneten ihr vor, auf welche Weise. Besonders die jungen Männer redeten viel von entfernter Verwandtschaft, und daß es ihre Pflicht sei, Marie zu helfen und zu beschützen.

Seltsamerweise waren die Dorf Frauen – gerade die rechten alteingesessenen X-Wilerinnen – ebenfalls von Marie eingenommen. Sie hatten nichts gegen ihre Jugend und dagegen, daß sie hilflos schien und für Männer so anziehend war. Der Grund dafür: Maries Charakter ist eine Mischung von Wärme und Zurückhal-

tung, die den Menschen auf dem Land liegt. Nie ist Marie überschwänglich. Aber sie versteht es, die Wärme ihres Herzens in warme Laute zu verwandeln. Wenn Marie spricht, vibriert etwas in ihrer Stimme, was die Bauern alle verstehen. Denn sie selbst sind ja auch so. Nur aus ihrem Wesen heraus sind ihre Gefühle zu erahnen.

Mit Johann zum Beispiel ist es so, daß Marie nur von seiner Art zu sprechen oder zu handeln errät, daß er sie liebt.

Zwar, wenn von Politik oder von der Landwirtschaft gesprochen wurde, redete Johann wie ein Buch. An der Gemeindeversammlung hatte er mit kluger Begründung und farbiger



Rhetorik schon einige Vorlagen zerzaust, so daß sie mit großem Mehr abgelehnt wurden. Aber...

Johann wußte zwar genau, daß Marie die Frau seiner Wahl war. Doch wie man so etwas sagt, davon hatte er keine Ahnung. Vielleicht: «Du, ich hab dich gern?» Aber das war ja schon viel zu viel. Vor allem aber viel zu wenig.

Johann hatte sein Leben in Mariens Hände gelegt, ohne zu wissen, wie man so etwas in Worte faßt. Und das war für immer, das wußte Johann auch – ob Marie ihn nun wollte oder nicht.

Aber eigentlich, ganz tief innen, wußte Johann, daß einmal alles gut werden würde. Wenn man nur Marie nicht drängte. Er wußte, sie brauchte Zeit. Denn für Marie war die Ehe

mit ihrem Mann ein tiefes Erlebnis gewesen. Eigentlich war Johann auch auf eine Weise glücklich darüber, daß Marie immer noch an ihrem toten Mann hing.

Marie selber war dankbar dafür, daß das Dorf sie aufgenommen hatte, daß sie ohne Geldsorgen in der Stille leben durfte und Zeit hatte, sich eine neue Zukunft auszudenken. Sie lernte fleißig Deutsch. Manchmal sprach sie davon, später in die Stadt zu ziehen und ihren alten Beruf als Lehrerin wieder aufzunehmen. Vielleicht als Französisch-Lehrerin. Ans Heiraten dachte Marie nie. Jedenfalls nicht bewußt.

Ich weiß so viel über Marie und Johann, weil ich die Alteingesessenen dort im Dorf gut kenne. Fünf Jahre lang habe ich zugeschaut, wie Johann auf die zarteste Weise um Marie warb. Er sorgte für die Witwe und beschützte sie, ohne daß sie deshalb dankbar sein mußte.

Natürlich wußte das ganze Dorf um Johanns Gefühle. Wenn die Namen der beiden fielen, wurde immer wohlwollend gelächelt. Manchmal fielen auch einige Bemerkungen, doch immer nur aus «respektvoller Entfernung». Es war, als ob sich alle in dieser Sache ganz verstünden.

Was ich jetzt noch hinzufüge, weiß ich jedoch nicht von den Leuten im Dorf. Vielleicht habe ich unrecht, denn ich vermute ja nur. Ich glaube nämlich, daß Marie und Johann sich jetzt im Stillen verlobt haben!

Marie sagte mir kürzlich, sie nehme keine Deutschstunden mehr. (Sie hat es auch wirklich nicht mehr nötig. Sogar Schweizerdeutsch spricht sie jetzt, und wie hübsch, mit einem so netten Accent!)

Und dann, das nächste Mal, als ich ins Dorf kam, sah ich es mit eigenen Augen, was für Stunden Marie jetzt dafür nimmt: Fahrstunden! Sie saß am Steuer des Traktors von Johanns Familie und fuhr damit übers Feld. Neben ihr saß Johann als Fahrlehrer.

Am Abend jenes Tages sagte ein junger X-Wiler Bauer, von dem ich weiß, wie gerne er Marie auf seinen

Hof heimgeführt hätte, ganz traurig: «Marie fährt schon sehr gut.»

Danach lächelten alle Anwesenden wieder das feine, wohlwollende Lächeln. Es ist ein sehr geheimnisvolles Lächeln. So jedenfalls kommt es mir vor, wenn ich es sehe. Und mir ist dann, als fühlten sich die rechten X-Wiler – zu ihnen zählen auch viele Zugezogene und sogar einige mit dem Dorf verbundene Auswärtige – als Zugehörige eines Geheimbundes.

Wir sind auch so

Wenn ich jeweils solche Geschichten, «Lieder auf die Schweizer» oder «typische» Erzählungen über uns vernehme, frage ich mich manchmal: «Sind wir Schweizer wirklich so? Sind wir nicht vielmehr letzten Endes wie alle andern Menschen auch?»

Die Antwort ist: Diese Geschichten sind Spiegelungen – Spiegelungen der Liebe, Spiegelungen in der Ferne, Spiegelungen im Alltag –, in denen unser Wesen nur in einer bestimmten Brechung sichtbar wird. Es sind zudem immer Einzelfälle, und manche Leute verallgemeinern Einzelfälle allzu leicht. Nicht alle von uns sind so, und wir sind nicht immer so. Aber viele von uns sind häufig auch so, und das ist für uns wohl bis zu einem gewissen Grad typisch.

Als Menschen haben wir alle sicher menschliche Eigenschaften, die uns aneinander gemahnen, uns verbrüdern, ganz gleich welcher Hautfarbe, welcher Nationalität wir zugehören. Doch das Angenehme und Unangenehme ist bei jeder Nation anders verteilt; die Eigenschaften haben andere Farbtonungen, sind mehr an der Oberfläche oder gehen tiefer, äußern sich liebenswürdig, auch wenn sie unangenehm sind, oder sind unangenehm, selbst wenn sie höchst angenehm sein könnten.

Deshalb meine ich: Wie man am schweizerischen Kaleidoskop auch schütteln mag, stets kommt ein typisch schweizerisches Muster zum Vorschein.

Das macht uns zur Nation.